



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Winter, Georg: Die deutschen Städte im Mittelalter.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die deutschen Städte im Mittelalter.

Die historische Wissenschaft könnte man nicht unpassend als die Philosophie des Werdens bezeichnen. Erklärt die Naturwissenschaft das Wesen der uns umgebenden natürlichen Welt aus dieser selbst und den Gesetzen, denen sie unterworfen ist, so sucht die Historie das Verständniß der sie umgebenden sittlichen und politischen Welt aus ihrer Genesis zu gewinnen. Nicht immer, ja nur in den seltensten Fällen, ist die menschliche Vernunft im Stande, aus sich selbst heraus die gegenwärtigen sittlichen und politischen Zustände zu verstehen, und eben dieses Unvermögen hat der historischen Forschung ihr Dasein verliehen. Auf ihm beruht die eminente Bedeutung der Geschichte für das politische Leben der Gegenwart. Während die Apostel der erhabenen menschlichen Vernunft Staat und Gesellschaft nach ihren „Vernunftprinzipien“ und vorgefaßten Meinungen umzumodeln streben, erkennt der Historiker immer mehr und mehr die Bedeutung der Thatsache, daß jedes Institut der Gegenwart ein Produkt einzelner Momente der Vergangenheit ist. Und wie die Blume, die man ihrem heimischen Boden entreißt, dahinwelkt, so muß jedes Staatswesen, dem man die gesunde Basis seiner historischen Vergangenheit raubt, ohne die Eigenthümlichkeiten des historisch berechtigten Volkslebens zu berücksichtigen, in seiner eigenen Haltlosigkeit zu Grunde gehen. An diesem Mißgriff ist die große französische Revolution, so human und großartig die Ideen waren, von denen sie ausging, gescheitert. Sitten, Gebräuche, Verfassungen umzuändern und auszubilden, ist, wenn es auf der historisch gegebenen Grundlage geschieht, nicht nur Recht, sondern Pflicht jeder Nation; die Grundlage selbst fortzuziehen und ohne dieselbe ein neues Gebäude errichten zu wollen, ist nicht nur unklug, sondern sogar frevelhaft. Noch heute gibt es viele Politiker, die unser Volk glücklich zu machen meinen, wenn sie die englische Verfassung in ihrer Totalität nach Deutschland übertragen. Sie vergessen, daß das deutsche Volksleben auf ganz andern Grundlagen erwachsen ist als das englische, und daß, was für England eine Musterverfassung ist, für Deutschland vielleicht verderblich wäre. Auch das deutsche Volk wird einst zu völliger politischer Freiheit heranreifen; muß es aber auf demselben Wege geschehen wie in England? Man lasse dem Volke seine „berechtigten Eigenthümlichkeiten“, und es wird sich fortbilden nach seinem Charakter, es wird zur Freiheit und sittlichen Vollendung nach deutscher Art kommen, wenn es überhaupt die Fähigkeit dazu in sich trägt.

Ebensowenig aber wie die Gegensätze in dem Leben und den Eigenthüm-

lichkeiten verschiedener Völker lassen sich auch die Gegensätze und Unterschiede innerhalb einer und derselben Nation ohne große Gewaltthaten und Härten beseitigen, und jede verständige Gesetzgebung wird auf diese tief im Volksbewußtsein begründeten Gegensätze Rücksicht nehmen müssen. Die großen liberalen Ideen der Neuzeit, denen unser Volk ja vieles Große und Treffliche verdankt, haben in dieser Beziehung entschieden manchen Fehler begangen. Hingerissen von dem Gedanken einer allgemeinen Humanität, haben sie zu wenig berücksichtigt, daß die wahre Humanität des Volkes Sitte und Gewohnheit, die Natur des Landes und Volkes beachten muß. Die an sich gewiß berechtigten demokratischen Ideen, die eine völlige Umgestaltung unseres politischen Lebens hervorgerufen und den Gedanken politischer Gleichberechtigung aller Menschen zum Durchbruch gebracht haben, haben doch die sozialen Elemente des Volkslebens oft zu sehr in den Hintergrund treten lassen. So haben viele demokratische Politiker, erfüllt von dem Wunsche der Gleichberechtigung aller Glieder unserer Nation, einen Gegensatz, der in unserm Volksleben tief begründet ist, völlig aufheben und verwischen zu können gemeint, den Gegensatz zwischen ländlichem und städtischem Leben. Und doch ist es gerade dieser Gegensatz zwischen dem stets fluktuirenden und vorwärtstreibenden Leben der Stadt und dem mehr stagnirenden, konservativen, oft zurücktreibenden Leben des Landes, welcher die Geschichte unseres Volkes zum großen Theile bedingt hat. Es ist sehr bemerkenswerth, daß alle großen politischen und geistigen Reformen und Revolutionen, mit alleiniger Ausnahme der Bauernkriege des 16. Jahrhunderts, ihren Ursprung und Fortgang in den Städten genommen haben, von den großen städtisch-republikanischen Bewegungen im 13. und 14. Jahrhundert und den sozialen Bewegungen der Zünfte in eben jener Zeit an bis auf die krampfhaften Wallungen des Volkslebens im Jahre 1848 und die sozialistischen Bewegungen der jüngsten Vergangenheit. Da liegt es denn nahe, statt mit bloßen Theorien an diese Thatsache heranzutreten, die Entwicklung jenes Gegensatzes in seinen einzelnen Phasen einmal zu verfolgen und den Versuch zu machen, den Einfluß der Städte auf das wirthschaftliche, geistige und politische Leben unseres Volkes aus seiner Genesis zu begreifen.

Die totale Umwälzung der wirthschaftlichen Verhältnisse, welche das deutsche Volk, wie jedes andere, in seinem Mittelalter durchgemacht hat, spricht sich am besten darin aus, daß in der neueren Zeit die Städte die Brennpunkte des geistigen, politischen und wirthschaftlichen Lebens geworden sind, während unsere Altvordern nach dem gewichtigen Zeugniß des Tacitus zu der Zeit, wo sie mit der Römerwelt in feindlichen Kontakt kamen, einen unüberwindlichen Widerwillen gegen jeden von Mauern eingeschlossenen Platz hatten. Der Beginn der Veränderung fällt mit der Einführung des Christenthums zusammen,

die Bedeutung der Städte aber wächst um so mehr, je mehr die geistige Bildung der Kirche erstarbt und versinkt, je mehr das Laienelement sich der literarischen Produktion bemächtigt. Eine geistige Bewegung hat die Städte ins Leben gerufen; anfangs davon ausgeschlossen, haben sie diese dann selbst in die Hand genommen, und so hat das Emporkommen der Städte wieder auf das geistige Leben der Nation, welches bis dahin nur in der Kirche repräsentirt war, zurückgewirkt.

Das vollkommene Fehlen der Städte am Beginn der beglaubigten Geschichte unserer Nation ist so wunderbar nicht, als es scheinen könnte. Die Periode des Tacitus, dem wir die ersten genaueren Nachrichten über unser Vaterland verdanken, zeigt uns die Germanen eben noch in dem letzten Stadium ihrer Einwanderung in ihre neue Heimat. Und diese Heimat selbst hat dann die nächste Weiterentwicklung des Volkes bewirkt. Wald und Sumpf herrschten allgemein in Deutschland vor, und es galt daher zunächst das Land durch Ausrodung der Wälder und Austrocknung der Sümpfe urbar zu machen. Das konnte zunächst nicht durch eine intensive Kultur, es mußte durch eine extensive geschehen, d. h. Einzelansiedelungen inmitten großer, erst halbkultivirter Ländereien mußten die Regel bilden. So lange diese Natur des Landes noch nicht überwunden war, konnten römische Kultur und römisches Leben, konnten vor allem städtische Ansiedelungen in Deutschland keinen Eingang finden; die römischen Züge sind in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung ebenso wirkungslos gewesen wie in politischer. Ja, so wenig sind die Römer im Stande gewesen, Charakter und Sitten der deutschen Stämme zu verändern, daß diese im Gegentheil, sowie sie den Rhein, nunmehr aggressiv gegen das römische Reich, überschritten, sofort daran gingen, die städtischen Ansiedelungen der Römer zu vernichten. Noch immer wollten sie sich an die städtischen Mauern, die ihnen wie Gefängnisse erschienen, nicht gewöhnen.

Vom fünften Jahrhundert an konzentriert sich die Energie der germanischen Eroberungszüge in dem Vordringen der salischen Franken nach dem Westen, und dieses Vordringen fiel zeitlich zusammen mit der Bekehrung des mächtigen Königs Chlodwig zum katholischen Christenthum. Durch diese beiden Momente, namentlich durch die unmittelbare Berührung mit der römischen Kultur in Gallien, begann allmählich eine Veränderung mit diesem vornehmsten deutschen Stamme vor sich zu gehen. Die Bischöfe der römischen Kirche pflegten in den römischen Munizipalstädten Galliens zu residiren; sie waren von ihren Vasallen und ihrem Gesinde umgeben und fanden in den Städten für diesen „Hof“ ihren natürlichen Halt. Auch bei den Franken waren anfangs die höheren Geistlichen, namentlich die Bischöfe, fast ausschließlich Römer. Noch auf einer allgemeinen Synode von 614 ist die Zahl der fränkischen Bischöfe gegenüber den römischen Grenzboten IV. 1879.

sehr gering. Dies wirkte naturgemäß auf die deutschen Verhältnisse zurück. Viele der von den Deutschen zerstörten alten Römerstädte erstanden aus neuen aus ihren Ruinen, und der Bischof mit seinem Gefolge hielt seinen Einzug in die so lange verödeten Mauern. Damit war aber freilich noch nicht gesagt, daß das deutsche Volk selbst ebenfalls seinen Widerwillen gegen städtisches Leben aufgegeben hätte. Erst durch die wirtschaftlichen Verhältnisse wurde diese für die Länge der Zeit unausbleibliche Folge herbeigeführt.

Geistliche Einfachheit und Mäßigkeit herrschte in diesen bischöflichen Residenzen, wie wir aus den lebendigen Schilderungen der Zeitgenossen ersehen, nur selten. Doch mag man sich mehr über die Quantität, als über die Qualität der Konsumtion verwundern. Es ist erstaunlich, welche Masse von Lebensmitteln an diesen geistlichen Höfen verbraucht worden ist. Da aber diese Bedürfnisse durch die Hörigen des Bischofs nicht allein produziert oder gedeckt werden konnten, so entwickelte sich zuerst in den bischöflichen Residenzen ein lebhafter Verkehr. Anfänglich kamen die Landleute mit ihren Lebensmitteln, die Kaufleute mit ihren mancherlei Gegenständen des täglichen Bedarfs nur vorübergehend an den festgesetzten Markttagen in die „Stadt“. Je mehr aber die Erkenntnis durchdrang, daß dieser Vermittlerverkehr zwischen Produzenten und Konsumenten einträglicher sei als die Produktion selbst, um so mehr gewöhnten sich auch deutsche Kaufleute, in der Stadt ihren dauernden Wohnsitz aufzuschlagen. So ist der Markt recht eigentlich der Urheber des städtischen Lebens in Deutschland geworden. Und worauf anders beruht, im Grunde genommen, noch heute die wesentliche Bedeutung der Städte?

Noch ein anderes Moment aber kam hinzu. Die Thatsache dünkt uns heute wunderbar, daß die großen fränkischen Herrscher aus dem merowingischen und karolingischen Hause, daß selbst Karl der Große die kolossalen Resultate seiner Regententhätigkeit ohne eine feste Residenz erreicht hat. Und doch ist dem so; ja es war bei der Schwierigkeit des Verkehrs nöthig, daß der König in den verschiedenen Theilen des seit Karl dem Großen so ausgedehnten Reiches umherzog, um sich über die Zustände zu orientiren. Man weiß, eines wie komplizirten Beamtenmechanismus er dazu bedurfte, und wie die große Selbstständigkeit, die er den höchsten Verwaltungsbeamten, den Markgrafen und Grafen, lassen mußte, unter seinen schwachen und uneinigen Nachkommen zum Verderben des Reiches ausschlug. Noch fehlte dem Reiche ein großes Centrum; unter Karl dem Großen war es in seiner Persönlichkeit selbst repräsentirt gewesen. Die Könige reisten also im Lande umher und nahmen dabei ihren Aufenthalt vorwiegend in den Königspalzen, welche im ganzen Reiche verstreut lagen, und deren Einkünfte von königlichen Meiern verwaltet wurden, die für die Aufnahme des Königs zu sorgen und über ihre Verwaltung Rechnung zu legen hatten.

Kam der Hof einmal längere Zeit nicht nach der Pfalz, so stellte sich ein Ueberschuß der Produktion heraus, der verkauft werden mußte. Hier verursachte also das umgekehrte Verhältniß wie bei den bischöflichen Städten die Entstehung eines Marktes und damit einer Stadt.

So lassen sich schon in dieser frühen Epoche jene beiden, für die ganze deutsche Geschichte so wichtigen Städtekatégorien unterscheiden, die königlichen Pfalzstädte und die Bischofsstädte. Die Frage ist nun, ob schon in diesem Stadium der Entwicklung ein Gegensatz zwischen städtischem und ländlichem Leben obwaltete? Ist diese Frage zu bejahen, dann gewinnt die Annahme an Wahrscheinlichkeit, daß dieser noch heute bestehende Gegensatz kein willkürlicher und daher beliebig abzuschaffender, sondern ein von Anfang an in der Natur der Dinge begründeter ist.

Es ist bekannt, wie sehr es sich Karl der Große angelegen sein ließ, die kleinen, freien Bauern, die anfangs den Grundstock der Bevölkerung gebildet hatten, zu erhalten, wie aber trotz seiner Bemühungen dieser Stand in Folge der drückenden Kriegspflicht immer mehr abnahm. Der kleine Mann konnte die Kosten der Selbstbewaffnung und der Heeresfolge, die ihn seinen ländlichen Arbeiten, seiner einzigen Erwerbsquelle, oft lange Zeit entzog, für die Dauer nicht ertragen. Dazu kam der Egoismus der Beamten, die zugleich Heerbannführer waren. Sie wußten ihre eigenen Bediensteten (Ministerialen) und Hörigen vom Kriegsdienste zu befreien und den freien Bauer um so mehr zu bedrücken, damit er gezwungen sei, sich in ihren Schutz zu begeben, d. h. seine Freiheit mit einem Dienstverhältniß zu vertauschen.

Anderz in den Städten. Hier standen alle Bewohner in mehr oder weniger nahem Verhältniß zum Bischof oder zum königlichen Meier. Die Interessen des Verkehrs sind mehr solidarischer Natur. Auch leidet Handel und Wandel doch nicht in dem Maße unter einem Kriege wie der Ackerbau, der an die Scholle gebunden ist. Ja, der Verkehr in den Städten, der den König, den Bischof und das Heer mit allen Lebensmitteln zu versorgen hatte, konnte noch größere Dimensionen annehmen, während der Ackerbau des kleinen Mannes, wenn er selbst abwesend war, vollkommen zu Grunde ging.

Dieser, in der Natur des Handels und der Industrie in den Städten auf der einen Seite, des Ackerbaues auf der andern Seite begründete Unterschied hat sich nun in den folgenden Zeiten innerer Zerrüttung des fränkischen Reiches unter den letzten Karolingern weiter entwickelt. Aber noch immer hatte der östliche, unvermischte germanische Theil des fränkischen Reiches, der sich nach dem Vertrage von Verdun zu einem selbständigen Ganzen konstituirte, an dieser Entwicklung nicht in dem Maße theilgenommen wie der mehr keltische Westen. Noch immer waren außer den rheinischen Städten Köln, Worms, Speier,

Strasbourg u. a. Städte im eigentlichen Deutschland eine seltene Erscheinung. So war die Lage der Dinge, als Heinrich der Finkler den deutschen Thron bestieg.

Dieser von der Sage umwobene König ist lange von der historischen Ueberlieferung als der erste deutsche Städtegründer bezeichnet worden; selbst einen Beinamen hat er davon erhalten, der sich auf die kommenden Geschlechter verpflanzt hat. Und doch hat die neuere Forschung nachgewiesen, daß ihm dieser Ruhm nur in sehr eingeschränktem Maße gebührt. Schon lange vor ihm hat es thatsächlich Städte, wenn auch wenig zahlreich, in Deutschland gegeben; was er gethan hat, kann höchstens als eine Förderung der Weiterverbreitung derselben angesehen werden. Auch waren es nicht Städte im späteren Sinne, was er gründete. Ihr Ursprung und Zweck belehren uns über ihr wahres Wesen. Es waren von Ringmauern umgebene Festen mit einer wesentlich militärischen Besatzung, die von den Bauern nach einem genau normirten Verhältniß — 9 : 1 — mit Lebensmitteln versehen werden mußten. Später erst haben sich um diese Burg — daher der Name der Insassen burgenses (burger) — wirkliche Städte gebildet.

Die so begonnene Bewegung schritt dann in der Weise weiter fort, daß die Bauern auf dem Lande in Folge der Stabilität, welche ihren Zuständen von Natur anhaftete, immer mehr in Abhängigkeit von dem Grundherrschaften des Distriktes kamen, so daß schon im 10. Jahrhundert nur in wenigen Distrikten noch freie Bauern existirten, während die Einwohner der immer zahlreicher werdenden Städte durch den immer mehr wachsenden Handel und Verkehr zu Wohlstand und dadurch zu wirthschaftlicher und bald auch politischer Unabhängigkeit vom Bischof oder vom königlichen Beamten gelangten. Wesentlich unterstützt wurde diese letztere Bewegung durch die wichtige Umwandlung der Naturalwirthschaft, welche unter Karl dem Großen noch fast ausschließlich vorwaltete, in die Geldwirthschaft. Bald äußert sich dieser Umschwung in großartiger Weise. Die Straßburger Kaufmannschaft trägt in der umfassendsten Weise Sorge für Erhaltung der Schiffbarkeit des oberen Rheines, und die Kölner Kaufmannschaft erhält ein besonderes Handelsprivilegium und ein eigenes Kaufhaus in London; überall sehen wir den Handelsverkehr große Dimensionen annehmen. Ein großer Handelsweg führte von den wichtigen Emporien des Mittelmeeres durch Deutschland nach der Nord- und Ostsee. Die Handelsprodukte des Orients, welche in Folge der Kreuzzüge immer massenhafter in den Westen einströmten, fanden auf diesem Wege Eingang in das nördliche Deutschland und über den Kanal nach England.

In derselben Epoche nun, in der hierdurch die Städte als Mittelpunkte des Verkehrs zu immer größerer Bedeutung gelangten, blieb die ländliche

Bevölkerung wesentlich in derselben Stellung, die sie vorher eingenommen. Die Rechtsaufzeichnungen — Hofrechte — und Güterverzeichnisse, die wir von den großen Ländereien der Klöster besitzen, weisen neben dem Abt und seinen Vasallen nur Hörige in verschiedenen Stufen auf. Von einer freien Bevölkerung auf dem Lande kann nicht die Rede sein.

Dagegen begegnet uns in dieser Zeit, die an großen wirthschaftlichen Aenderungen so ungemein fruchtbar war, zuerst ein Keim politischer Wirksamkeit bei der durch den Reichthum zum Bewußtsein ihrer Macht gelangten Bürgerschaft. Zwar bestand auch in den Städten noch im 11., selbst am Anfange des 12. Jahrhunderts die Einwohnerschaft zum großen Theil aus Leuten, welche dem strengen Rechte nach nicht in völliger Freiheit lebten. Sie waren meist dem Herrn der Stadt zinsbar und auf diese Weise dinglich abhängig. Die persönliche Freiheit aber hatten sie sich zum guten Theil bewahrt, und auch die dingliche verlor durch den Gang der Dinge bald jede Bedeutung.

Es war die Zeit jenes gewaltigen Kampfes der Geister zwischen Papstthum und Kaiserthum, der durch die hartnäckige Strenge Gregors VII. entbrannt war, und der beinahe die ganze Geschichte unserer Nation bis in die neueste Zeit herein bedingt hat; es war die Zeit, die den Forscher an der so oft und viel gerühmten Treue der Deutschen zu ihrem angestammten Kaiser verzweifeln machen kann, jene Zeit, in der die Fürsten in Verrath, Treulosigkeit und selbstlichem Eigennutz eine förmliche Virtuosität erreichten, die sie wetteifernd ausbildeten. Gerade in dieser Zeit erwachten die Städte, welche dieses Treiben der Fürsten zum großen Theil mißbilligten, zu eigenem, selbständigem Leben. Als Heinrich IV. fast von allen Fürsten verlassen, durch seine Niederlagen gegen die Sachsen gedemüthigt, sich im Jahre 1073 der Stadt Worms näherte, da zog ihm die streitbare Bürgerschaft der Stadt entgegen und schwur ihm Treue bis in den Tod. Und Worms, welches damals seinen dem Kaiser feindlichen Bischof verjagte, war dann der Stützpunkt für alle Unternehmungen des unglücklichen Königs. Worms hat durch diese That den Glanz der späteren Zeit begründet. In dieser Richtung aber hat sich dann die städtische Politik zunächst weiter entwickelt.

Wie war es aber möglich geworden, daß die Städte so, im Gegensatz zu ihrem eigentlichen Herrn — denn auch in Speier hat sich Aehnliches zuge tragen — eine eigene Politik einzuschlagen fähig waren? — Dies zu verstehen, müssen wir einen Blick auf die innere Entwicklung der Städte in jener Zeit werfen.

Wir haben schon angedeutet, wie der wachsende Verkehr und Wohlstand der industriellen Bevölkerung eine größere Selbständigkeit dem Herrn der Stadt, dem Bischof oder königlichen Vogt, gegenüber verschaffen mußten, als dies auf

dem Lande möglich war. Es währte aber nicht lange, so erhielt diese zunehmende Bedeutung auch einen äußeren Ausdruck in der Ausbildung der städtischen Rathsverfassung. Daß der Bischof die angesehensten Bürger in wichtigen Geschäften, wenn es ihm beliebte, zu Rathe zog, war schon lange Sitte gewesen und auch in der Natur der Dinge begründet, da doch dem Bischof selbst daran liegen mußte, daß seine Residenz und damit auch deren Bevölkerung zu Glanz und Ansehen gelangte. Diese faktische Bedeutung der Bürgerschaft wandelte sich aber in den meisten bedeutenderen Städten im Laufe des 12. Jahrhunderts zu einer rechtlichen Unabhängigkeit vom Bischof auch in politischer Beziehung um, indem der bisher vom Belieben des Bischofs abhängige Rath zu einer organisirten, vom Bischof mehr oder weniger unabhängigen Behörde mit gesetzlich geregelten Befugnissen wurde. Man darf diesen Rath in den Städten des deutschen Mittelalters keineswegs mit den Magistraten der heutigen Städte vergleichen, deren Befugnisse rein kommunaler Natur sind. Die mittelalterlichen Städte sind seit Ausbildung der Rathsverfassung selbständige Republiken, Staaten im Staate. Eine Reminiscenz an ihre politische Bedeutung hat sich noch in den heutigen Hansestädten erhalten: der Rath jener Städte war eine politische Regierungsgewalt in eminentem Sinne des Wortes; er schließt Bündnisse mit anderen Städten und mit benachbarten Fürsten, führt Krieg, schließt Frieden und hat die gesammte Zivil- und Kriminalgerichtsbarkeit in seinen Händen. Das ist das Merkwürdige in der Entwicklung des deutschen Reichsorganismus im Mittelalter, daß er innerhalb seiner Grenzen selbständige Gestaltungen sich entfalten ließ, deren Zusammenhang mit dem Reiche oft sehr problematisch war. Die Städte haben eben in dieser Beziehung eine den Territorialfürsten analoge Entwicklung durchgemacht. Daher das allmähliche In sich zusammensinken der kaiserlichen Gewalt, für die neben diesen mannigfachen selbständigen Gestaltungen kaum mehr ein Platz vorhanden war. Wir können uns heute, wo wir die Einheit unseres Vaterlandes wieder erungen haben, von jenen Zuständen kaum noch eine klare Vorstellung machen.

In der Stellung, die die genialen Kaiser aus dem hohenstaufischen Hause zu dieser fortschreitenden Bewegung in den Städten nahmen, liegt nun einer der wesentlichsten Unterschiede der französischen und deutschen Geschichte, obwohl doch beide Nationen im wesentlichen von denselben Grundlagen — der karolingischen Verfassung — ausgegangen sind. Während das französische Königthum, welches anfangs noch mehr als das deutsche mit den Unabhängigkeits-Gelüsten seiner hohen Aristokratie zu kämpfen hatte, um dieser Herr zu werden, einen Bund mit dem Bürgerthum der Städte schloß und dadurch die Grundlage zum zentralisirten Einheitsstaat legte, ist den Hohenstaufen wegen ihres vollständigen Aufgehens in der Idee des universalen Kaiserthums diese Bedeu-

tung der Städte für die innere Entwicklung Deutschlands, der sie überhaupt nur zu wenig Aufmerksamkeit widmeten, entgangen. Friedrich II., der Fürst, der sonst den modernen Ideen von Staat und Kirche am nächsten steht, sich am höchsten über die befangenen Anschauungen seiner Zeit erhoben hat, hat doch in dieser Beziehung ganz dieselben Wege eingeschlagen wie seine Vorgänger; ja, er hat sich der Entwicklung der Städte selbst noch schroffer entgegengestellt als diese. Er verbot durch das Edikt von Ravenna den Städten jede Einsetzung eines Rathes und damit jede selbständige Bewegung. Vergeblich! Das Edikt wurde wenig oder gar nicht beachtet, und während Friedrich in Italien seinen ehrgeizigen Bestrebungen erlag, erlangten die deutschen Städte immer höhere Bedeutung, entfalteten immer größere und schönere Blüthen.

Merkwürdig genug ist der Gang, den die städtische Politik in der nun folgenden traurigen, kaiserlosen Zeit einschlug. Obwohl die Städte von den letzten Hohenstaufen keineswegs in ihrem Fortschreiten zu bürgerlicher Selbständigkeit unterstützt worden waren, sind gerade sie es gewesen, welche nach dem Aussterben des hohenstaufischen Kaisergeschlechtes die Fahne der nationalen Einheit, der zentralen, in dem Kaiserthum repräsentirten Regierungsgewalt mit Begeisterung hochgehalten haben. Während die Fürsten in selbstfüchtiger Verfolgung ihrer Sonderinteressen sich Jahre lang nicht über die Wahl eines Reichsoberhauptes zu einigen vermochten, weil sie eben einen mit wirklicher Macht ausgestatteten Kaiser, der sie in ihrer territorialen Selbständigkeit hätte hindern können, nicht haben wollten, sind es gerade die Städte gewesen, welche immer und immer wieder zur Vornahme einer einheitlichen Wahl drängten. Wohl ist es wahr, daß der rheinische Städtebund von 1254 zunächst von dem Gedanken ausging, den städtischen Handel und Wandel gegen die immer mehr überhandnehmende Wegelagerei der adlichen Herren zu schützen; aber als dieser nächste Zweck erreicht war, haben sich die Städte sofort wieder jener ihrer nationalen Aufgabe zugewendet.

Als nach dem Tode des „Pfaffenkönigs“ Wilhelm von Holland der kaiserliche Thron wiederum leer stand, beschloßen die in dem rheinischen Bunde geeinten Städte Mainz, Köln, Worms, Speier, Straßburg, Basel u. a. am 12. März 1256, einen Brief an die deutschen Wahlfürsten zu erlassen und sie dringend zu einer einmüthigen Wahl aufzufordern. Es ist dies das erste Mal, daß das bürgerliche Element aktiv in die Reichsgeschäfte einzugreifen versucht. Zwar scheiterte der Versuch; die deutschen Fürsten zogen es vor, sich von fremden Fürsten durch Geld ihre Stimmen abkaufen zu lassen; dennoch ist das patriotische Auftreten der Städte eine erfreuliche Erscheinung, die für diese selbst auch nicht ohne Frucht blieb: ihre politische Selbständigkeit erlangte dadurch einen großen Aufschwung.

So sehen wir in den Städten allmählich eine freiere und nationale Lebensanschauung sich geltend machen, die in mancher Beziehung schon an die Ideen erinnert, die erst in neuester Zeit zur Geltung gekommen sind. Gleichwohl darf man in diesen republikanischen Gemeinwesen keineswegs eine demokratische, die Gleichberechtigung aller Bürger anerkennende Tendenz, mit andern Worten die Idee des Staatsbürgerthums suchen. Noch waren die Städte von dem alten, rein aristokratisch organisirten Rathe regiert, zu dem nur eine ganz bestimmte Anzahl von „Geschlechtern“ Zutritt erlangt hatte. Jetzt aber, nachdem die Unabhängigkeit nach außen hin errungen war, regt sich zum ersten Male im Innern eine demokratische Opposition gegen die Geschlechter-Aristokratie. Je mehr der Wohlstand und damit eine behagliche, ja luxuriöse Lebensanordnung in den Städten überhand nahm, um so größere Bedeutung mußte der zu einer großen technischen Geschicklichkeit gelangte, aber von den politischen Geschäften noch vollkommen ausgeschlossene Handwerkerstand erlangen. Längst schon hatten sich die verschiedenen Handwerke zu gemeinsamer Verfolgung ihrer Interessen in den Zünften und Innungen organisirt, an deren Spitze ein Amman oder Zunftmeister stand. Diese Gemeinschaften hatten nicht bloß, wie die patrizischen Geschlechter, ihre gemeinsamen Trinkstuben, sondern sie hatten auch Versammlungen, in denen sie über wichtige gemeinsame Angelegenheiten berathschlagten und Beschluß faßten. Gegen Ausgang des 13., noch mehr aber am Anfange des 14. Jahrhunderts beginnt nun dieser festgeschlossene Handwerkerstand auch Theilnahme an den Regierungsgeschäften, namentlich Zutritt zum Rathe zu erstreben. Wo sich die Geschlechter ernstlich und nachdrücklich diesem Ansinnen widersetzten, kam es zu blutigen Konflikten, in denen meist die abgehärtete und straff organisirte Handwerkerschaft den Sieg über die Geschlechter davontrug. Aus diesen Bewegungen ging aber eine neue städtische Verfassung hervor, die in den norddeutschen Städten beinahe einen rein demokratischen, in den süddeutschen einen aus aristokratischen und demokratischen Elementen gemischten Charakter trug. Im ersteren Falle ging die Leitung der politischen Geschäfte auf einen zum größten Theile von den Zünften besetzten Rath über, im andern Falle theilten sich Geschlechter und Zünfte zu gleichen Theilen in die Leitung der Stadt. An die Spitze der gesammten Verwaltung und Regierung trat in vielen Städten eine rein demokratische Magistratur, die aber nach dem, wie es scheint, der politischen Entwicklung der Menschheit innewohnenden Gesetze oft in eine gesetzmäßige Tyrannei umschlug: die der Ammanmeister. Diese demokratisch-republikanische Verfassung hat dann in den meisten deutschen Städten bis gegen Ende des Mittelalters fortbestanden.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß es in letzter Instanz der zu Wohlstand und Ansehen führende Handel und Verkehr war, der die Städte

zu dieser politisch-freisinnigen Entwicklung befähigte. Auch ist schon angedeutet, daß der große rheinische Städtebund, dessen Entstehung in die Mitte des 13. Jahrhunderts fällt, sein Dasein dem Streben verdankte, den Verkehr gegen die Gelüste wegelagernder Ritter und Herren zu sichern. Wenn auch die Kaiser selbst diesem Unwesen des Faustrechts durch die Landfriedensordnungen entgegenzutreten strebten, so ergibt sich die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen schon daraus, daß diese Landfrieden, eben weil sie nicht gehalten wurden, immer und immer wieder eingeschränkt werden mußten. Die Städte sahen sich also auf Selbsthilfe angewiesen und suchten diese durch ihre Bündnisse zu erreichen. Diesem Streben hat auch der Hansebund seine Entstehung zu verdanken, den man mit Recht als die größte organisatorische That des deutschen Bürgerthums bezeichnet hat. War aber bei dem rheinischen Städtebund in erster Linie die Sicherung des binnenländischen Handels zu berücksichtigen, so vertrat der hanseatische Bund, dessen Anfänge in dem Bündniß zwischen Lübeck, Hamburg und den wendischen Seestädten um die Mitte des 13. Jahrhunderts (1256) zu suchen sind, zugleich die Gemeinsamkeit der Interessen seiner Mitglieder zur See. Früh schon gingen daher seine Bemühungen vor allem auch auf die Abschaffung des für den Seehandel so drückenden Strandrechtes. Der Vortheil einer solchen Vereinigung fand natürlich bald allgemeine Anerkennung, und immer größer wurde die Zahl der Theilnehmer. Nicht deutsche Städte allein, sondern auch das für den Handel zwischen Deutschland und Rußland so bedeutsame Wisby auf der Insel Gothland, Riga und eine große Anzahl slawischer Städte gehörten dem Bunde an. Und wer wollte verkennen, daß derselbe nicht nur in handelspolitischer, sondern auch in kulturhistorischer Beziehung von der weittragendsten Bedeutung gewesen ist? Die Germanisirung der Ostseeprovinzen, ja das Vordringen des germanischen gegen das slawische Element überhaupt — denn nicht nur Seestädte gehörten der Hanse an — ist mit der Entwicklung des Hansebundes untrennbar verbunden. So ist es denn nicht wunderbar, daß der Bund eine Zeit lang auch politisch über eine Macht verfügte, die der des deutschen Reiches, wenn überhaupt, so doch nur wenig nachstand, daß diese gewaltigen Handelscentren auch fähig waren, selbständige Kriege zu führen und Königen Friedensschlüsse zu diktiren.

Bei dieser Lage der Dinge war es für die fernere Entwicklung unseres Vaterlandes von der größten Wichtigkeit, daß nach der Gründung der ersten deutschen Universitäten die Städte auch die Brennpunkte des gesammten geistigen Lebens der Nation wurden. Zur Zeit der größten Blüthe unserer deutschen Literatur waren noch die Fürsten und Ritter auf der einen Seite, die Geistlichen auf der andern Seite die Träger des künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens in Deutschland. Die erste klassische Blüthe unserer Literatur trägt

durchaus einen höfisch-ritterlichen Charakter und verdankt diesem auch einen bezeichnenden Beinamen. Wissenschaftliches Leben aber herrschte seit dem Beginn der christlichen Kultur fast ausschließlich in den Klöstern: die Geistlichkeit war seine alleinige Trägerin. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts bricht sich, zuerst auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung, auch die weltliche Gelehrsamkeit Bahn, und diese findet dann ihre Stätte vornehmlich in den deutschen Städten. Und nicht verächtlich ist der Anfangspunkt dieser neuen geistigen Bewegung, die historischen Aufzeichnungen des großen Straßburger Bürgers Ellenhart. Diese können sich dreist den Geschichtswerken geistlichen Ursprungs, die derselben Zeit ihre Entstehung verdanken, an die Seite stellen. Wir können hier nicht auf die Einzelheiten dieser Entwicklung eingehen: so viel ist klar, daß die Emanzipation der Wissenschaft von der ausschließlichen Autorität der Kirche, welche sich dann im 15. und 16. Jahrhundert vollzog, undenkbar gewesen wäre ohne den Eintritt der Städte in das geistige Leben der Nation. Und reden nicht die gewaltigen Dome, zu denen wir noch heute in staunender Bewunderung aufschauen, laut genug für den Glanz mittelalterlicher städtischer Kultur? Gehen doch die Anfänge des erhabenen Kölner Dombaues, dessen Ausführung uns die vergangenen Jahrhunderte als heiliges Vermächtniß überlassen haben, bis in das Jahr 1248 zurück und beweisen, zu wie großartigen Entwürfen schon diese Zeit fähig war. Ebenso wurde der Bau des Münsters in Straßburg schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts begonnen; er ist dann nach fast zwei Jahrhunderten (1439) zur Vollendung gediehen.

Allerdings zeigt sich der hohe Grad der architektonischen und auch malerischen Kunstfertigkeit, den das betriebsame Bürgerthum erreicht hatte, zunächst nur an öffentlichen Gebäuden, namentlich an den Kirchen und Rathhäusern. Die Privatwohnungen waren im 13. Jahrhundert noch dürftig genug eingerichtet und zum großen Theil aus Holz erbaut. Aber auch hier entwickelte sich bald mehr Luxus und Kunstsin, und die Hauseinrichtung eines Fugger gab der auf den Fürsten- und Herrenschlössern nicht das Geringste nach. Eins hängt hier, wie stets in der historischen Entwicklung, aufs engste mit dem andern zusammen. Sowie sich das Bürgerthum politisch als gleichberechtigter Stand neben Fürsten und Adel gestellt hat, sucht es diesen auch in der Entfaltung von Luxus, in der Ausbildung des Kunstsinns nachzuahmen.

So sehen wir dann am Schlusse des Mittelalters die Keime zu sämtlichen Kräften, die noch heute im Leben der Städte wirken, enthalten: Kunstsin, Luxus, der oft genug nur allzugroße Dimensionen annimmt, und geistige Kultur auf der einen, lebendiges Gemeinbewußtsein und politischen Freisinn auf der andern Seite.

Aber wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Wie man noch heut-

zutage von der „ländlichen Unschuld“ im Gegensatz zu den Ausschweifungen des städtischen Lebens spricht, so hatte auch im Mittelalter der zunehmende Wohlstand des Bürgerthums Verschwendung und Unsittlichkeit aller Art im Gefolge. Bei allen größeren Festlichkeiten wurden ungeheure Quantitäten geistiger Getränke konsumirt. Man staunt, wenn man vernimmt, daß in Zürich bei dem althergebrachten Frühlingsfest auf den Trinkstuben der Zünfte 16 Maß Wein auf den Mann gerechnet wurden! Einen traurigen Einblick in die Sittenzustände des üppigen Bürgerthums gewähren auch die mannigfachen Nachrichten, die über die sexuellen Ausschweifungen jener Zeit, deren sich auch Verheirathete schuldig machten, überliefert sind. Schon im 15. Jahrhundert gab es selbst in kleineren Städten „Frauenhäuser“, über die mit echtdeutscher Gründlichkeit Verordnungen der Behörden erlassen wurden.

Während wir aber in den Städten einer hohen geistigen und politischen Kultur schon im 13., noch mehr im 14. und 15. Jahrhundert begegnen, während hier neue politische Gedanken, z. B. der föderative, sich Bahn brachen, die bis in die neueste Zeit von Bedeutung gewesen sind, finden wir in den Bauernschaften jener Zeiten nichts, was sich hiermit vergleichen ließe. Zwar war auch die Landwirthschaft von der fortschreitenden Kultur nicht unberührt geblieben, aber die persönlichen Verhältnisse der unfreien Bauern hatten sich nicht wesentlich geändert. Den Gegensatz der städtischen und ländlichen Kultur erkennt man recht deutlich in der Art und Weise, wie die Reformation in Deutschland Eingang fand. Während in den Städten, namentlich den Universitätsstädten, die gewaltige durch Luther angeregte geistige Kernfrage sofort mit Eifer in die Hand genommen und weiter gebildet wurde, ist der große Reformator von den Bauern gründlich mißverstanden worden: die völlig unreife Bewegung der Bauernkriege legt ein deutliches Zeugniß dafür ab, daß der Bauer der damaligen Zeit noch vollkommen unfähig war, den Sinn einer großen geistigen Bewegung zu erfassen. Freilich blieb das Landleben dann auch auf der andern Seite von den Verlockungen und sinnlichen Verirrungen, denen die bürgerliche Gesellschaft anheimfiel, frei. Für die geringere geistige Kultur aber können wir den Bauer allein nicht verantwortlich machen; ist es doch erst unserem Jahrhundert vorbehalten geblieben, ihm wenigstens seine unbeschränkte persönliche Freiheit wiederzugeben.

So sind wir denn wieder bei dem Gedanken angelangt, von dem wir ausgingen. Der soziale Gegensatz zwischen ländlicher und städtischer Kultur besteht trotz der segensreichen politischen Gleichstellung beider Elemente der Bevölkerung noch heute. Möglich, daß die fortschreitende Kultur der Zukunft ihn mehr und mehr verwischen wird — völlig verschwinden wird er kaum. Wir zweifeln auch, ob das für die gesunde Entwicklung unseres Volkslebens

förderlich sein würde. Beide Kulturen haben ihre Berechtigung, beide sind in der Natur menschlicher Dinge begründet. Eine politische Gleichstellung beider Elemente war möglich, der soziale Unterschied wird nie zu existiren aufhören.

Berlin.

Georg Winter.

Zur Erinnerung an Ferdinand Kürnberger.

Von Alfred Meißner.

In dem Manne, der von einer kleinen Schaar von Freunden am Abend des 19. Oktober auf der Höhe von Mödling zur letzten Ruhe bestattet wurde, hat die deutsche Literatur eine ihrer charaktervollsten und originellsten Gestalten verloren. Erst 58 Jahre alt, auf der Höhe seiner geistigen Kräfte, den Kopf voll Pläne, hätte er noch Großartiges leisten, hätte, nachdem er alle Sorgen, Entbehrungen und Leiden durchgemacht, die, wie es scheint, das unausbleibliche Begleitgut eines deutschen Schriftstellerlebens sind, auch die Freuden der Anerkennung ernten können. Er ist uns entrissen worden, und die Thatsache, daß diese mächtige Intelligenz so plötzlich aufhören mußte zu denken, zu schreiben, zu sein, hat wohl jeden, der ihn näher kannte, mit einem furchtbaren Ernste berührt. Mich um so mehr, da es der Zufall gewollt, daß ich einer von denen war, mit denen er in seinen letzten Lebenstagen Umgang haben sollte.

In Ferdinand Kürnberger waren, ganz phänomenal, zwei Kräfte beisammen, die in der Regel einander ausschließen: ein gewaltiger Verstand und eine gewaltige Phantasie. Er war Denker und Dichter zugleich oder unmittelbar hinter einander. Die Kraft, welche die Dinge analysirt, und die, welche gegebene Vorstellungen schöpferisch als Bausteine zu neuen Formverbindungen verwerthet, gingen bei ihm gleichmäßig neben einander her. Sein Verstand war gewaltig und arbeitete haarscharf wie eine kunstvolle Maschine, aber sein Intuitionsvermögen war auch so stark, daß er das Kunststück zu Stande brachte, in Zonen, die er nie betreten, und unter Zuständen, die er nie persönlich mit angesehen, völlig zu Hause zu sein. Seine kritischen Arbeiten waren mit allen Accenten der Leidenschaft ausgestattet, choleric, heftig, voll stachelnder Schonungslosigkeit; aber der Künstler in ihm ruhte nie, bis er denselben den Stempel höchster künstlerischer Formvollendung aufgedrückt. Der Poet in ihm war glühend, sinnlich, aber der Denker legte in die Fabeln einen allgemein philosophischen